RENE KÖNIG SCHRIFTEN

5

Sizilien

Herausgegeben
von Hans Peter Thurn

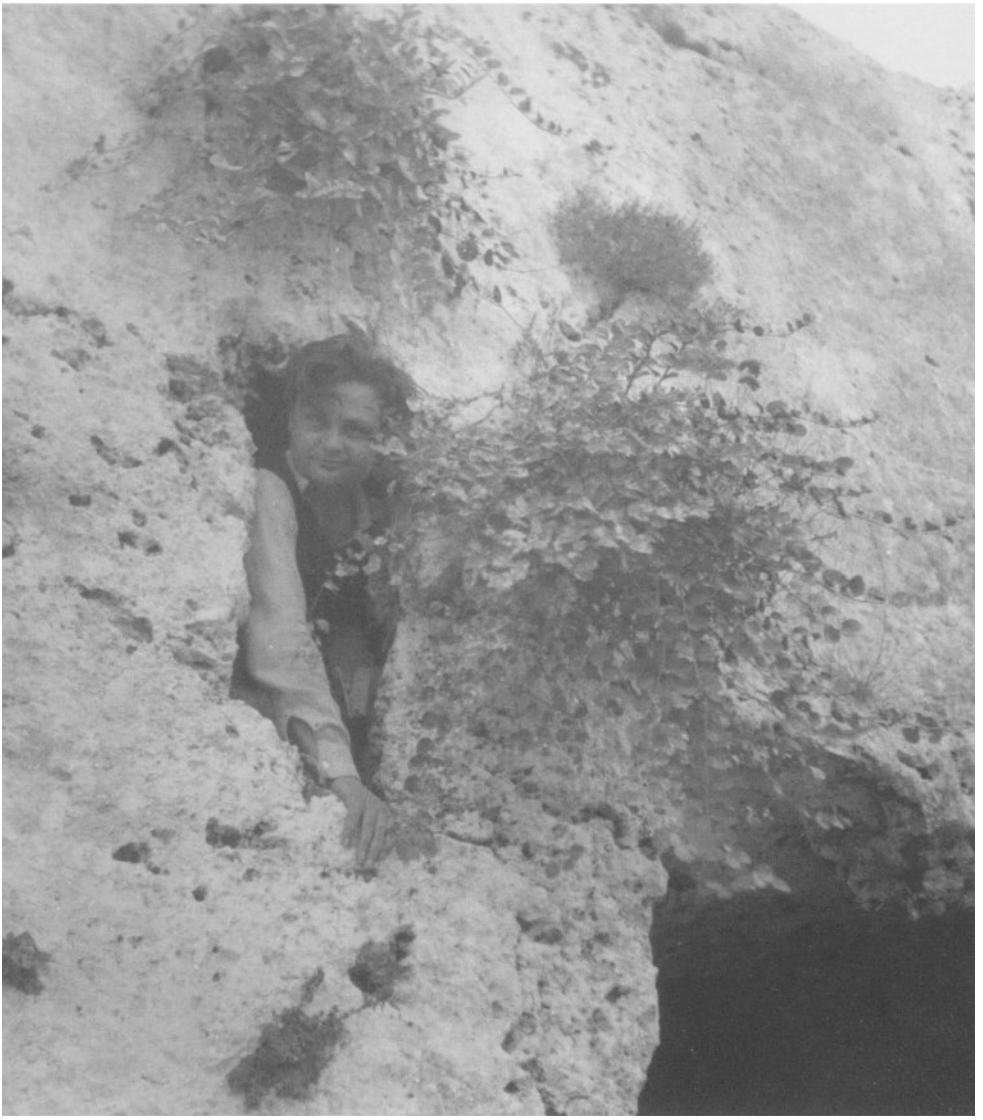
VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

René König · Schriften

René König · Schriften · Ausgabe letzter Hand

Herausgegeben von
Heine von Alemann
Hans Joachim Hummell
Oliver König
Hans Peter Thurn

Band 5



René König

Sizilien

Ein Buch von Städten und Höhlen,
von Fels und Lava
und von der großen Freiheit des Vulkans

Neu herausgegeben
und mit einem Nachwort versehen
von Hans Peter Thurn

VS Verlag für Sozialwissenschaften · Wiesbaden 2004

VS Verlag für Sozialwissenschaften
Entstanden mit Beginn des Jahres 2004 aus den beiden Häusern
Leske+Budrich und Westdeutscher Verlag.
Die breite Basis für sozialwissenschaftliches Publizieren

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Frontispiz: René König, 1936 (Foto: Privatbesitz der Familie König)

1. Auflage Januar 2005

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 2005

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von
Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Satz: Beate Glaubitz, Satz und Redaktion, Leverkusen

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

ISBN 978-3-322-89973-6 ISBN 978-3-322-80946-9 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-80946-9

Inhalt

Taormina 7
Der Garten 8 – Die Freunde 11 – Wege der Tiefe 14 – Insel oder Gegenwelt 15 – Taormina im Atem der Zeit 20 – Erdbeben und Gewitter 22

Mazzarò 27
Begegnungen im Meer 27 – Unter Wasser 32 – Nächtliche Jagden 35

Kastell Mola, Naxos, Melia und Mongiuffi 37
Eroberung der Insel 39 – Die ersten Griechen in Sizilien 41 – Verborgene Täler 44

Catania 47
Urbild der Kultur 47 – Stadt auf Lava gebaut 49 – Antike und Gegenwart 51 – Catanesische Bizarrerien 54

Randazzo, Kastell Maniaci 57
Dunkle Straßen 59 – Die Berghirten 61 – Horatio Nelson, Herzog von Bronte 63

Syrakus 66
Verwüstetes Leben 66 – Einfahrt nach Syrakus 68 – Syrakusanische Idylle 71 – Asphalt 73 – Höhlen und Katakomben 74 – Die Dämonen in der Geschichte 75

Höhenstädte des Inneren 79
Städte im Felsen 79 – Sizilianische Vesper 81 – Höhlenwohnungen 83 – Zurück zum Meer 86

Palermo 90
Stadt und Conca d'Oro 90 – Palermo und Catania 92 – Toleranz 94 – Mosaiken 96 – Friedrich der Zweite von Hohenstaufen 99 – Die Villa Palagonia 101

Zum Land der Elymer 105
Der tote Tempel von Segesta 106 – In Gewitter und Sturm nach Westen 108

Selinunt, Agrigent 113
Ein Kehrichthaufen des Schicksals 113 – Vom Sandtod der Städte 114 – Die Steinbrüche von Campobello 115 – Schlammvulkane 119 – Die Tempel von Agrigent 122 – Drei Riesen im Wappen 126

Enna 128
Der Thronsessel des Siegers 129 – Die Männer von Enna 133 – Medusenmysterium 134 – Durch das Vulkanzentrum von Noto 138

Ätna 140
Berstende Erde 140 – Adern im Berg 142 – Urtal der Schöpfung 143 – Der Aufstieg 145 – Piano del Lago 147 – Am Rande der Welt 149

Nach sechzehn Jahren 152

Giovanni Verga's Roman „Die Malavoglia" 155

Editorische Notiz 179

Nachwort von Hans Peter Thurn:
René König, Sizilien und der „verismo" 181

Personenregister 209

Taormina

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft in Taormina erwachte, schlug mir ein schmaler Sonnenstreifen sengend ins Gesicht. Das kleine Zimmer mit den weiß gekalkten Wänden war dunkel und still. Einzig ein paar Fliegen taumelten in der messerscharfen Lichtbahn, um nach einigen unsicheren Bewegungen durch den winzigen Spalt im Fensterladen zu entweichen. Dann stand das Licht allein im Raum wie eine Platte aus fugenlosem Kristall, der geheimnisvoll durch eigene Kraft sich erleuchtete, erbarmungslos und ohne Übergang vom milchig-schleierigen Dunkel des Zimmers abgerissen.

Für Minuten blieb ich dämmernd liegen und widerstand der blinkenden Drohung des Sonnenschwertes, das mich mit seinem Anschlag geweckt hatte, bis mir das wie im Brennglas zusammengefasste Leuchten die Haut verätzte. Hinter dem Haus klirrte ein Riegel, eine Tür schlug an, und aufgescheucht von einer heiser rufenden Stimme klang das rollende Trappeln der Maultiere, die zur Tränke getrieben wurden. Ich warf mich aus dem Bett und trat auf die Terrasse.

Tief unter mir drängte ein spitzer Keil in unbewegtestem Blau zwischen das italienische Festland und die Insel, wie ein Lanzenblatt ausgerichtet auf die Meerenge von Messina, die mir hinter dem Felsklotz des Capo S. Alessio verborgen blieb. Nach Osten verlor sich das Festland in der zitternden Ferne des Cap Spartivento und des Golfes von Tarent. Unbeirrbar aber wuchsen im Westen die Strandlinien einander zu, dass man glauben mochte, es müsse an der Enge wie ein Funke eine versöhnende Brücke von Ufer zu Ufer sich schlagen.

Doch die Enge ist nicht einfaches spannungsloses Näherkommen, sondern sie ist Stretta. Der Takt des Lebens schiebt sich zusammen, und in stürzender Eile drängen die Melodien des Horizontes zum Schlussklang. Steht man auf dem Trajekt, das Reggio Calabria mit Messina verbindet, und blickt in die Weite des Tyrrhenischen und Jonischen Meeres, so blasst das Wasser mit breitem Verrinnen in immer schwächeren Far-

ben, bis es mit dem Himmel verschwimmt. In der Enge aber wird es dunkel und flimmert verwegen wie Stahl, zusammengedrängt durch das sich vorwälzende Land. Mit verhaltenem Lauf streben von beiden Seiten die Schiffe zur schmalsten Stelle, als könnten plötzlich die Felsen zusammenschlagen, oder als müsste sonst etwas Entsetzliches geschehen. Erleichtert entgleiten sie danach in die Ebenen der offenen Meere.

Noch wusste ich nichts von der großen Skepsis des sizilianischen Volkes, das die Tiefe der Enge auf viele tausend Meter schätzt, während die Geographen nur etwas über hundert messen. So stieg ich unbedenklich nieder in den Garten, der zwischen hohen Mauern seine steinigen Wege in die feucht-kühle Erde zeichnete.

Der Garten

Hoch über mir auf dem Mauerkranz griff der indische Feigenkaktus mit seinen queren Tatzen in die Luft, nach allen Seiten hin auf stachelbewehrter Hut vor unsichtbaren Feinden. Erstaunlich die Eintönigkeit seines Bauplanes, der den ovalen Blättern bald in der Fläche, bald am Rande ein Blatt ums andere ansteckt, bis ein höchst unübersichtliches Kombinat entsteht, das an seinen äußeren Umrissen wie kleine, fette Fingerchen erst die Blüten, dann die steinigen Früchte treibt. Ich erinnerte mich an jene Holzbaukästen, aus deren wenigen Grundbestandteilen man die mannigfaltigsten Gegenstände hervorzaubert, indem man sie mit kleinen Zäpfchen ineinanderfugt. Dabei passt sich der indische Feigenkaktus mit seinem geduldigen Nachahmungstrieb in alle Formen ein, die nur immer denkbar sind. Bald kriecht er flach ausgestreckt am Boden hin, bald ist er Hecke oder Busch, schließlich reckt er sich mit faserig-unsicherem Stamm zum Baume auf. Aber er ist nichts von alledem. Vor allem kein Baum, wie ich sehr zu meinem Leidwesen erfuhr, als ich einen der waagrecht ausgestreckten Stämme erstieg, um einen besseren Ausblick zu gewinnen. Mit staubtrockenem Laut zerplatzte das Holz, und ich fiel hinunter in das Gewirre von niederem Blattwerk mit seinen unerfreulich anhänglichen Stacheln.

Gewiss ist der Feigenkaktus in Sizilien ein Fremder – aber wo in unserer abendländischen Welt wäre er kein Fremder? Mit der europäischen Expansion nach Osten und Westen begann der Kaktus den Weg des weißen Mannes aus den wüsten Randgebieten der Erde rückwärts zu wandern. Als der räuberische Holzschlag des Mittelalters auch das Mittelmeer in Wüste verwandelt hatte, fand er hier eine neue Heimat, denn seine Heimat ist allemal da, wo die geplünderte Erde verbrannte. Der

Kaktus wuchs der Insel in solchem Ausmaße ein, dass sie heute ohne ihn nicht mehr zu denken ist. Ich erfuhr es, als wir uns im Hochsommer in den wasserlosen Klippenlandschaften der Küste und des Inneren an seinen Feigen erlabten, nachdem wir ihnen vorher mit den langstieligen Dolden des wilden Fenchels die feinen Stachelhaare abgestäubt hatten. Der indische Feigenkaktus dient heute als Volksnahrung; er ist nicht fremder hier als Orange, Mandarine, Zitrone oder Pampelmuse, nicht fremder als die Granatfrucht, als Bambus oder Papyrus, nicht fremder als Palme, Eukalyptus, Bougainvillea oder die japanische Mispel. Vielleicht wird morgen auch die Banane eingewachsen sein, die bereits jetzt an ihren langen, hängenden Traubenhaltern einen schmalen Früchtekranz treibt von köstlich säuerlichem Geschmack wie Hagebuttensaft. Und die in den Stand der Wildheit zurückentwickelten winzigen Äpfel und Birnen tragen im über-süßen, körnigen Fleisch die gleichen Steine eingebettet wie die Kaktusfeige.

Langsam schritt ich im Garten den Beeten entlang bis zu den Orangen und Mandarinen. Wie kleine Soldaten standen die kugeligen Bäume in langen Reihen, einer immer vom andern getrennt durch einen gleichmäßigen Luftraum. Am Stamme zeigten sich wenige Handbreit über dem Boden wulstige Verdickungen; ich erkannte, dass sie allesamt einer fremden Pflanze aufgepfropft waren. Sie kommen von weither, von Reisenden aus dem Fernen Osten nach dem Mittelmeer verpflanzt, und sogar auf der eigenen Wurzel sind sie Fremde, aufgesteckt als Kunstprodukte gewissenhaft wägender Gärtnerei. An beängstigend dünnem Stiel hängen die Früchte; es blieb mir unverständlich, wie die kiloschwere Pampelmuse in solch luftiger Aufhängung gedeihen kann, ohne beim leisesten Windhauch abzufallen.

Metallisch schimmernd drang die Sonne durch die harten, lackgrünen Blätter. Ich stand nicht im Schatten, ich stand im durchgesiebten Licht, das langsam durch die Bäume troff wie Saft über ein grobes Filter. Der Glanz blieb an den Blättern hängen und schwang als zitternder Lichtkreis um die Kronen, aber die Hitze schlug durch, dass der noch nächtig betaute Boden dampfte.

Plötzlich empfand ich, dass auch hier die Blätter den Zweigen nur aufgesteckt waren; das Wort vom Laub wird unverwendbar. Und auch im Zusammenstehen schließt sich die Gesellschaft der Bäume nicht zum Blätterdach. Jeder Stamm bleibt allein und für sich, dass man den Raum zwischen ihnen nur im Denken überwindet. Selbst der Wald bleibt Baumbestand. Weit ausladend stoßen die Pinien einander ab, die Johannisbrotbäume stehen in massiger Einsamkeit wie die Korkeichen der südlichen Küste bei Agrigent. Vor dem Hause, auf dem Wege, der zum Städtchen führt, fand ich später an der Quelle einige schlanke Eukalyp-

tusbäume, durch deren Stämme und Zweige hindurch der Blick sich ungehindert aufschloss. Von den Stämmen wehte in faserigen Bändern die lose Rinde, dass sie wie gehobelt ihre Maserung mit den herausstehenden toten Ästen zeigten. Die Kronen hingen wie künstlich gebündelte Wedel tief über den Weg, als habe jemand sie aufgezogen, um sich am kühlen Wasser vor Staub und Sonne zu schützen. Aber die Blätter verweigern sich der Sonne und stellen sich mit den scharfen Kanten zum Licht, so dass ein flatternd dünnes Strahlen unter den Bäumen steht, das die bewegten Sichelblätter bald dunkel-staubgrün, bald silbergrau erleuchtet.

An anderen Tagen lag ich auf dem Rücken unter den bastig verkrauteten Stämmen der Fächerpalme, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und blinzelte ins Licht. Die an elastischen Zweigen leise schaukelnden Blätter zerschnitten den Himmel in scharf ausgezackten Mustern, an den Rändern ein Ornament im Kreise an das andere gehängt, im Herzen des Baumes in bewegten Überschneidungen, alles beherrscht von der Fächerfigur einer gespreizten Hand. Ich bemühte mich, einen geschlossenen Zusammenhang zu sehen. Doch wollte die Krone zum Dach sich nicht schließen, wie auch das Blatt nicht zur Fläche kommt, die man verrollen oder falten könnte. Ich nahm ein Blatt und legte es zusammen, aber es blieb ein gespanntes Bündel, das bei der geringsten Lockerung, wie von Federn getrieben, wieder aufsprang.

Die Vegetation ist hier besessen von Kontur, die alle Übergänge zerreißt. In lockeren Gruppen stehen die Fächerpalmen und die gefiederten Dattelpalmen mit ihren überquellenden Blütentrauben, die schief ausladenden Pinien oder über den Hang gestreut die zerquälten Stämme der Olivenbäume. Wohl ragen die Zweige hinaus in den Raum und rufen nach Nachbarschaft, aber eine starre Umrisslinie fängt sie wieder ein, dass sie unnahbar werden wie die streng und verhalten um den Stamm sich schließende Zypresse. Im einsamen Tal stehen die Oleanderbüsche als bunte Tupfen auf grau verstaubtem Grund in kühler Distanz wie nur immer auf einer gepflegten Promenade. Im Stein hängt die Agave mit verkrümmt gestreckten Armen, die in breiten Bahnen herniederquellend ihre stahlharten Spitzen wieder aufstellen, dass sie im Mondlicht wie Seesterne sich schlingen und im schaukelnden Laternenlichte böse Schatten werfen. Eigenwillig und hart spritzen die Formen auseinander und wollen sich nicht verketten. Über die Mauer fällt in dicken Teppichen die kletternde Bougainvillea, auf sparsam grünem Grund die prall violetten Hochblätter, über denen in zartgelbem Schimmer die winzigen Blütchen glänzen; daneben rauscht in goldleuchtendem Fall die Zampa di Gatto zur Tiefe, mit ihren gabelförmigen Krallen fest ins Gemäuer verhakt. Im feuchten Tobel aber sperrt sich der Bambus zur Palisade, eigensinnig verschlossene Form prägt sich zur Undurchdringlichkeit.

Meine Gänge führten mich in den nächsten Wochen weit hinaus über den engen Kreis meines Zimmers, dessen kalkweiße Unpersönlichkeit ich mir durch einige verstreute Bücher und Blumenbüsche heimischer gemacht hatte. Aber noch immer weckte mich in der Frühe die Sonne mit ihrem unversöhnlich harten Anschlag, dass ich die ersten Morgenstunden in nervösem Unbehagen verbrachte. Ich hatte die Sonne gesucht, und nun mied ich sie; ich wollte mich nähren an Bildern und Begegnungen und stieß mich rings an undurchdringlichen Schranken, die zwar gelegentlich um ein weniges nachgaben, sich aber nicht durchbrechen lassen wollten.

Alles blieb im Grunde wie am ersten Tage, als mich der Express von Rom her in aller Bequemlichkeit über die Meerenge von Messina getragen hatte, um mich in Giardini, unmittelbar an der Küste, aus seiner freundlichen Obhut zu entlassen. Wenige Schritte vom Bahnhofplatz blendete mich eine steil aufgereckte, glatt polierte Felswand, auf deren Höhe ich ein schmales Gitter erkannte, die Piazza S. Agostino von Taormina. Eingebettet in einen vorspringenden Bergsattel, zweihundert Meter senkrecht über dem Meer, so liegt Taormina. Wer sich heute im Zuge der Stadt nähert, erfährt dieselbe Abstoßung der entrückten Stadt, die nur an ihren Rändern etwas nach unten auslugt, wie der große Dionysios von Syrakus oder der Sarazenenkondottiere Ibrahim, als sie lange am Ufer lagerten, bevor sie Taormina überwältigen konnten.

Die Freunde

Im städtischen Autobus vor dem Bahnhof saß am Steuer ein langer, hagerer Geselle mit arabischem Gesichtsschnitt, etwas fettig in die Stirne hängendem, strähnig glattem Haar. Verschlafen blinzelte er aus mandelförmigen Augen auf die kreidigweiß in der Sonne glänzende Straße. So blieb er unbewegt für viele Minuten, kaum, dass er sich umwandte, wenn der Wagen sich beim Einsteigen eines neuen Fahrgastes leise knarrend zur Seite beugte. Dann war es stille um uns, während der Bahnhofplatz sich leerte. Vorsichtig fragte ich nach der Abfahrt, denn das Frühlicht schlug quälend aufreizend durch die Fenster. Aber Vincenzo warf den Kopf zurück, zog die Augenbrauen in die Stirn und ließ einen leisen Schnalzlaut mit der Zunge hören, eine Bewegung, die überall auf der Insel wie in der ganzen Levante „nein" bedeutet. Er wartete auf irgend etwas. Er wartete, wie nur ein Sizilianer warten kann, mit einer Jahrtausende überdauernden Ruhe, die aber durchzuckt wird von einer zähneknirschenden Ungeduld. Eine Sekunde später schlug diese Gespanntheit im

scheinbar völlig gelassenen Warten mit Heftigkeit heraus. Eine zweite Frage ließ Vincenzo flammend herumfahren, er umfasste uns alle mit einem wutstarren Blick, zuckte abwehrend mit der Schulter – und wartete weiter. Seine Absicht blieb unergründlich, es erschien niemand mehr. Mit einigen kurzen Bewegungen startete er den Wagen, der uns auf der in Serpentinen geschwungenen Straße, bald frei auf vorgeschobenem Felsen über dem offenen Meere hängend, bald durch hohe Mauern gleitend, in wenig mehr als zehn Minuten ins Herz des Städtchens führte.

Vincenzo war mir eine durchaus neue und aufrüttelnde Erfahrung. Aber er blieb nicht allein. Bald traf ich seinen Vater, einen ehemals reichen Garagenbesitzer, der in wilden Spekulationen alles wieder verloren hatte, so dass sein Sohn jetzt als Chauffeur bei der städtischen Autobuslinie arbeiten musste. Mit einer kurzen Andeutung von Gruß erschien er gelegentlich bei Don Ciccio zum nachmittäglichen Espresso und saß verbissen schweigend in einer halbdunklen Ecke, ohne sich je ins Gespräch zu mischen. Von seinem Reichtum war einzig ein niedrig gebauter Alfa-Romeo-Wagen geblieben, in dem Vincenzo wie ein Wahnsinniger über die Küstenstraße jagte, dass die Ziegenherden entsetzt auseinander stoben und die alte Hirtin sich bekreuzigte. Mir kam ein Anflug von Verstehen, mit welchem Eigensinn der Vater sein Vermögen verspielt haben musste, als ich den Sohn mit gleichmäßig verdüstertem Gesicht am Wasser entlangrasen sah. In der scharf gewundenen Hauptstraße von Giardini, die er mit unverminderter Geschwindigkeit durchfuhr, spürte man den Zug der Häuserecken kühl an der Stirne wehen, wenn Vincenzo mit gespanntem Arm den Wagen in die Kurve zog.

Immer von neuem empfand ich dies fast boshafte Herausfordern des Glücks, das urplötzlich in einer ganz gleichmütigen Stimmung emporloderte, um bald darauf wieder in müder Gelassenheit zu verdämmern. Darin waren sich alle gleich: Vincenzo wie Rocco, Vittorio oder Attilio und selbst der leicht irre Don Salvatore. Ihr Schritt war schleichend und aus der Hüfte federnd; unmerklich nur hoben sie den Fuß, schoben sogleich das geradegestreckte Schienbein vor, als seien sie gewohnt, im Burnus zu gehen, der wallend um die Beine flattert. Kaum jemals traf ich wieder auf der Insel den gleichen starken sarazenischen Einschlag wie hier in Taormina. Um so verblüffender wirkte bei dieser orientalisch-starren Haltung eine übergangslose Behendigkeit, die mir zunächst ganz unbegreiflich blieb. Rocco, der kühnste Thunfischer der ganzen Insel, um den die Fischereiunternehmer sich stritten, wenn die Zeit der großen Fänge gekommen war, verschwand nach einem besonders reichen Netzzug für Wochen und durchfuhr mit seinen Freunden kreuz und quer das Land, bis von der Löhnung auch nicht ein Soldo übrig blieb, oder er stürzte sich im Rausch ins winterlich kalte Wasser zu abenteuerlichen

Schwimmpartien, die ihm bestenfalls eine schwere Lungenentzündung eintrugen. In sinnloser Eifersucht überfiel mich eines Tages Vittorio, nachdem wir den langen Abend bei einem friedlichen Mahl im Freien verbracht hatten, um sich zehn Minuten später mit mir zu einer Flasche Syrakusanerwein zu setzen. Attilio, der aus Trägheit kaum die Augen öffnete und seine Antworten meist auf ein paar matte Gesten beschränkte, entwickelte eine langatmig ausgeklügelte Geschichte, um mir meinen alterprobten Chauffeur Pancrazio zu verleiden, den er mir früher selber angelegentlichst empfohlen hatte.

Niemals hätte ich mich weiter vorgewagt in diesem Gestrüpp menschlicher Widersprüche, wenn mein Freund Saro nicht gewesen wäre. Er war der Sohn eines kleinen Schuhmachers in Taormina. Früh schon hatte er das Städtchen verlassen, um in Rom, Paris und London in den großen Hotels zu arbeiten. Er wusste genug von Europa, um meine Verwunderung zu begreifen, blieb jedoch selber im tiefsten Herzen Sizilianer; so steigerte er bei der innigen Vertrautheit, die uns bald verbinden sollte, mein Erstaunen bis zu jenem Punkte, wo es beginnt, sich einem neuartigen Verstehen zu eröffnen. Saro war wohl vierzig Jahre alt, aber sein Körper hatte die sehnige Eleganz einer Ziege, wenn er am Strand von Fels zu Fels sprang. Seine erste Geste war großzügige Hilfsbereitschaft und freundschaftliche Verbindlichkeit; dann war er wieder wie verbrannt von einer sprunghaften Unruhe, die ihn nach kurzem Aufenthalt zu Hause immer wieder hinaustrieb. Gelegentlich erbleichte er in heftigen Zornesstößen, um sich sofort wieder aufzufangen. Einen Moment lang noch nagte er an der Unterlippe, dann schoss ein listiges Lächeln über sein Gesicht, während er uns alle mit pfeilspitzen Bosheiten bedachte. Von ihm erfuhr ich, was im Städtchen geschah.

Neben der gespannten Ungeduld und dem sich selbst verzehrenden Abenteurerdrange fand ich auch die bäuerliche Schwere Carmelos, eines kleinen Fischers, der an Festtagen im Café Nuovo mit seiner Schwester Tarantella tanzte. Carmelo war jung, aber er hatte die uralten Züge eines kleinen Affen, den die Erdzeitalter vergrämt haben. Nachts auf dem Boot, bevor der Mond unterging, sang er mit klangloser Stimme im arabischen Schleifgesang die sizilianischen Lieder, von denen eines dem andern glich. Stumpfer, ausdrucksloser Singsang, so ausdruckslos wie sein verfälteltes Gesicht. Ohne recht aufzuhören, verflackerte das letzte Lied übers Wasser, sowie der Mond gegangen war und wir uns ans Fischen machten. Aber auch in ihm lebte ein böser Zorn. Wegen einer Lappalie konnte er seinen Bruder fast zu Tode schlagen, und mir warf er die Ruder vor die Füße, als ich ihm eines Tages Bezahlung für die Benützung seines Bootes antrug. Ebenso plötzlich wie sein Zorn gekommen war, verschwand er wieder, und als wir wenig später, unmittelbar nach Son-

nenaufgang, in einer Osteria an der Küstenstraße einen Kaffee zu uns nehmen wollten, wartete er stehend am Tisch, bis ich ihn zum Sitzen aufgefordert hatte. Jetzt war ich ein Gastgeber, der respektiert werden musste.

Wege der Tiefe

Alle waren sie Menschen gewohnten Umgangs für mich, mit denen mich die Erfahrung vieler Jahre verband. In der flächenhaften Ausspannung des Lebens herrschte die engste Vertrautheit zwischen uns allen, unsere Gedanken und Sorgen zirkulierten ohne Rückhalt. Und oft schlief ich Seite an Seite mit Carmelo auf dem Grunde des Bootes, um die Zeit bis zur Dämmerung zu erfüllen, in der die Raubfische zu jagen beginnen. Nur in ihren Ausbrüchen blieben sie mir zunächst vollkommen fremd, bis ich verstand, dass der Mensch nicht nur im horizontalen Weiterschreiten, auch nicht im besinnlichen Haltmachen und Aufrollen des begangenen Weges lebt, um zwischen den verschiedenen Stationen seiner Existenz ein festes Netz von Beziehungen zu schaffen. Der Mensch lebt ebenso in den Durchbrüchen nach unten, in denen jeder Zusammenhang zerrissen wird. Der Eigensinn, der Zorn, eine natürliche Sprunghaftigkeit des Bewusstseins, das bald in hellen Flammen brennt, bald derart verdämmert, dass das Gesicht wie ein abgeernteter und halb schon umgeworfener Acker erscheint, in dem keine Furche, keine Ausrichtung der Pflanzen mehr von gewollter Ordnung zeugen – sie führen das Leben allemal an seinen Nullpunkt zurück. Und ich erfuhr schon früh, dass an diesem Nullpunkt plötzlich der Horizont aufgerissen wird für das Hereinstehen des ganz Anderen ins Leben, des Seins, das jenseits steht von aller Fühlbarkeit, von allem Wollen, von jedem Plan, jenes Seins, das alles Menschliche übersteigt und ohne das dennoch des Menschen Dasein ohne rechte Überzeugungskraft bleibt.

Die Durchbrüche des Lebens in jene Dimension, in der kein menschlicher Zusammenhang mehr gültig ist, sind in ihrer Unmittelbarkeit immer wieder erschreckend. Ich fragte mich manchesmal, ob der geographischen Insellage nicht eine Insellage des Lebens entspricht, in der die Horizonte nach allen Seiten hin offen stehen, so dass der Mensch sich bedenkenloser fallen lässt als auf dem Binnenland, auf dem eines am anderen hängt. Vieles spricht dafür, und dennoch mag mich dieser Ausweg nicht befriedigen. Ich kenne Sardinien, ich kenne Korsika, beides Inseln innerhalb desselben mittelmeerländischen Kulturkreises. Aber Sardinien lebt nur in unerweckter Gedankenlosigkeit. Das Leben ist blicklos; wie

ein dicker Nebel liegt es über der Insel, aus dem hier und da die stumpfen Kegel vorzeitlicher Denkmäler aufsteigen, für unser Auge ganz und gar unbegreiflich. Korsika dagegen ist vollkommene Exaltiertheit, das bodenloseste Bewusstsein, das mir je begegnete; mitten in der großartigsten, aber durchaus unbeherrschten Natur ein kleinlicher Geist als ständiger Verräter des Lebens. Darum gibt es für die Korsen nur zwei Lebensformen: Brigantentum mit stark verstaubter Romantik, oder das subalternste Beamtenwesen, das mit zielsicherer Schikane alle natürlichen Artikulationen des Lebens zerschneidet. Sind die Sardinier gleichsam noch nicht losgelöst vom Mutterkuchen, dass sie wie eine formlose Materie mit vielen Köpfen erscheinen, so hat der Korse jegliches Band mit der Welt zerrissen; er ist der absolut wurzellose Mensch, ein Zerrbild des kontinentalen Europa. Selbst im Tode steht der Korse fern aller natürlichen Gemeinschaft, lässt er sich doch mit Vorliebe außerhalb der Friedhöfe in isolierter Einsamkeit begraben. In Sizilien aber lebt beides: die dumpfe Wurzelschwere des unerweckten Lebens und der freischwebende Geist, der Zyklop und der Mensch, der Fels und der Acker.

Insel oder Gegenwelt

Die unmittelbarste Erfahrung sträubt sich dagegen, Sizilien als Insel zu empfinden, und sie wird darin bestätigt durch die antike Legende, für die Sizilien zwar in früher Zeit der Schauplatz sagenhafter Greuel war, die es aber nicht ertrug, die Insel ferne und abgelöst von Griechenland zu lassen. Die wandernden griechischen Kolonisten, die die Küste Siziliens besiedelten, nahmen mit sich einen Brand vom heimatlichen Feuer und die Bilder ihrer angestammten Götter. Zugleich schlug die Sage ihre geheimnisvollen Verbindungen, die die Kolonie wirklich als Ableger des Mutterlandes erscheinen ließen. Als eines Tages in der Ebene von Olympia der Flussgott Alpheios eine Nymphe in Liebe verfolgte, floh sie unterirdisch vom Peloponnes nach Syrakus, wo sie als Quelle Arethusa wieder ans Licht trat, das verblüffende Naturwunder einer Süßwasserquelle wenige Meter nur vom Meeresufer entfernt. Allerdings war darum Sizilien um nichts heimlicher geworden, erlebte doch Odysseus dort die schrecklichsten Abenteuer mit menschenfressenden Ungeheuern, mit der Scylla und Charybdis, mit Polyphem. So wurde die Insel die Gegenwelt zum glücklichen Jonien, auf die man die bösen Erdmächte verbannte. Da aber das Leben nicht gedeiht ohne die Mächte der Tiefe, bedeutete diese Verbannung keine Trennung, sondern wiederum Verbindung, so dass die spätere Zeit die Schlachten von Salamis und von Himera, durch die im

Mutterland wie in der Kolonie die Griechen sich ihrer Feinde im Osten und Westen entledigten, gern auf denselben Tag des gleichen Jahres verlegte.

Nach dem Siege des Zeus über die Titanen zeugte Mutter Gaia mit Tartaros das gigantische Ungeheuer Typhoeus. In furchtbarer Raserei erhob er sich gegen den Vater des Himmels und der Erde. Dieser ergriff einen Felsblock und schleuderte ihn voller Wut gegen den Riesen. Der Fels fiel ins Meer - so entstand die Insel Sizilien, unter der die Tiefenmächte noch immer leben und wüten und jedes Menschenalter aus dem Ätna mit gewaltigem Gebrüll das Feuer der Tiefe in den Himmel jagen, dass die Menschen sich scheu verkriechen und auch die Götter erblassen. Nie wieder vergaß die griechische Welt, dass hier der Ort war, von dem die Götterdämmerung ihren Ausgang nehmen würde. Äschylos und Pindar wussten es: unter dem Ätna liegt der ewige Feind der Götter, der einstens mit seinem Glutstrom die Insel und die Welt verschlingen wird. Wenn auch die Himmelssäule auf ihm lastet, er wird sie eines Tages zerbrechen, und dann wird die große Nacht kommen über die Menschen.

So hartnäckig ist die Sage, dass auch mein Freund Saro sie nicht vergessen hatte. Er vertraute mir eines Tages an, dass durch die dauernden Ausbrüche des Ätna unter der Meerenge von Messina ein gewaltiger Hohlraum entstanden sei; dieser verursache die Umlagerungen des Gesteins, die als Erdbeben die Stadt seit alters her immer wieder vernichteten. Eines Tages aber werde das Meer in diesen Hohlraum einbrechen und mit dem unterirdischen Feuer gemischt in gewaltiger Explosion die ganze Ostseite der Insel auseinanderreißen. Nimmt man dazu die von Diodor berichtete Überlieferung aus dem fernsten Morgengrauen der Geschichte, dass die Einwohner von Sizilien die Ostseite der Insel hätten verlassen müssen wegen der ununterbrochenen Tätigkeit des Vulkans, dann weiß man, dass jeder Schritt hier ein Schritt über der namenlosen Tiefe ist, und man versteht, wie das Leben dieser Insel in Gegenwart und Vergangenheit eine schillernde Durchsichtigkeit besitzt, die uns das ewige Schicksal selber sehen lässt. Nun nicht mehr als Menschenschicksal, sondern als Erdenschicksal, dem mit den zahllosen anderen Geschöpfen auch der Mensch verfallen ist. Wie aber sollte man das Dasein des Menschen tiefer und umfassender begreifen wollen als abgezeichnet auf solchem Untergrunde?

Nicht nur dem eingeborenen Sizilianer eröffnen sich die Wege der Tiefe, sondern auch der Fremdling wird unwiderstehlich aufgerissen. So erwies das sizilianische Volk von jeher eine erstaunliche Kraft, die Fremden sich anzugleichen. Alle Gesichter kann man im Antlitz des Sizilianers wiedererkennen: das erdstarre Gesicht des Ureinwohners geheimnisvoller Herkunft, das Gesicht des Griechen, Phöniziers, Römers, Arabers, Ju-

den, schließlich auch wie durch verhüllende Schleier hindurch das nördliche Gesicht des Normannen. Aber alle haben sie nur noch einen Lebensstil, der eigensinnig alle geschichtlichen Epochen, Lebensformen und politischen Konstellationen überdauert.

Ich denke an jenen baltischen Baron, der seit Jahrzehnten in Taormina lebt, mit fanatischer Lebensgier ein Vermögen verzehrte und nun heute als gepflegter alter Herr einen höchst reduzierten Haushalt führt, ohne doch die Hand von den Spielkarten lassen zu können, die ihm zum Ruin wurden. Ich denke an die Trägerin eines der berühmtesten französischen Adelsnamen. Sie gehörte zu einem Geschlecht, das sich seit der Reformation auch über Deutschland und Österreich verbreitet hatte und mit einem legendären Reichtum die höchsten Ämter im Staat vereinte. Wie hergeweht erschien sie eines Tages in Taormina, halb irre vor Lebensdurst, unfähig, ihre Augen abzuziehen von den schlanken und sonnenverbrannten Jünglingen am Strand. Forderte sie gleichsam mit aristokratischem Hochmut, der bis in die tiefsten Niederungen menschlicher Begehrlichkeit absteigt, ohne sich dennoch hinzugeben, so fiel jene kleine Holländerin, die mir im selben Sommer begegnete, mit dem hemmungslosen Schwachsinn des durch die Hitze überreizten Nordländers hinter jedem Busch einem andern in die Arme. Die Jünglinge des Dorfes nahmen, was man ihnen gab, nur dass sie im Sommer wählerischer waren als im Winter. So konnte auch die nicht mehr ganz junge Aristokratin den Wettbewerb nicht durchhalten mit dem gutmütigen Bürgermädchen von der Rheinmündung, das sich gab, ohne zu fordern. Man erspare mir die Wiedergabe der Randbemerkungen, die ich täglich am Strand und im Café bei Don Ciccio zu hören bekam.

Das Geschlecht ist kein Mittel mehr, den Menschen aus der Einsamkeit der Vereinzelung zu befreien und hineinzustellen in eine geschichtsschaffende Ahnenreihe der Generation. Das Geschlecht wird zum Tor in den Tartaros, die Liebe zum Bruder des Todes. Mit geschlossenen Augen versinkt der Mensch in die Erdnacht, jeder Weg zum Tage ist abgerissen, immerfort steht ein schamloser Phallus über dem Leben, das keinen Zusammenhang mehr hat, sondern sich in eine unregelmäßige Reihe qualvoll isolierter Höhepunkte zersplittert. Urplötzlich reißt eine unwiderstehliche Gier den Menschen aus dem Alltag und wirft ihn ins Feuer, dass seine Glieder sich krümmen.

Eines Tages verließ ich in jener Mittagszeit, in der die gleißende Sonne die Menschen zwingt, Tür und Fensterläden zu schließen, die Hauptstraße, um über einige winklige Gäßchen und Treppen den kürzesten Weg zum Meere zu erreichen. Im Schatten einer Mauer, fast verborgen vor meinen geblendeten Augen, sah ich am Boden liegend ein halbnacktes Mädchen, über das ein achtjähriger Knabe sich beugte. In seinem Ge-

sicht flackerte die bohrende Neugier seines Alters und in seinen gespannten Zügen eine verzehrende Angst wie bei einem sterbenden Greise. Mit bewegungslosen Augen näherte er sich dem nackten Leibe, während das Mädchen sich ungeduldig auf die Seite warf. Dann griff er zu und sein Gesicht verhärtete sich zu einer steinernen Maske. Als würden sie von einer namenlosen, geisterhaften Hand gepackt, erstarrten die Kinder in einer verkrümmten Spannung, in der die Augen wie im Krampf herausstanden aus dem Kopf.

Betäubt ging ich ein paar Schritte weiter, bevor ich mich umwenden konnte. Mit ein paar Sprüngen war ich wieder bei den beiden, die immer noch ineinander verkrampft am Boden lagen, während nur das Mädchen die Finger der einen Hand auf dem Boden ausspreizte, als wolle es sich zerreißen. Ich ergriff den Knaben am Arm und sah noch für einen Moment durch ein paar glasige Augen in eine qualvolle verbrannte Tiefe. Dann schüttelte er sich mit einem bösen Lachen und stob davon. Das Mädchen verschwand im nächsten Hauseingang. In wenigen Minuten stürmte ich zum Meer und warf mich in die Salzflut, um die Erinnerung abzuwaschen an dies Bild, das mir wie ein Stachel ins Herz fuhr. Aber ich wusste von diesem Tage an, dass ich Sizilien nicht durchwandern konnte mit dem Blick auf seine strahlende Oberfläche, sondern ich musste das Auge öffnen vor jener Tiefe, in die der Mensch immer wieder abstürzt. In ihr verschwindet alle wärmende Zärtlichkeit, jene Rundung des Lebens, die man streicheln kann. Aufgerissen ist das Leben durch eine unerbittliche Sonne zu felshaft starrender Erhabenheit, zu einer dunkel und verwegen flammenden Schönheit, mit der es keine Versöhnung gibt.

Gewiss ist Sizilien die Heimat der bukolischen Liebesidylle, aber durch sie hindurch klingt immer wieder wie eine traumhafte Erinnerung der Nachklang einer unsagbar grausamen Liebe, die selbst im verspieltesten hellenistischen Getändel noch mit Händen zu greifen ist. So geht die Sage, dass die Scylla einstens eine schöne Seejungfrau war, der die Liebe zum Verhängnis wurde. Eines Tages verliebte sich ein Gott in sie und versuchte, von der Zauberin Kirke einen magischen Trank zu erhalten, um sie für sich zu gewinnen. Kirke aber verliebte sich selbst in den jungen Gott und wandte sich voller Eifersucht gegen die Seejungfrau. An ihrem Badeplatz streute sie Gift ins Meer, und als die Nymphe ins Wasser schritt, verspürte sie es wie rasende Hunde an den Beinen. Schreckenstarr gewahrte sie, dass die wilde Meute ihr an den Beinen angewachsen war, und seit jener Zeit hauste sie als Ungeheuer Scylla an der Meerenge von Messina. Ihren Triumph aber feierte sie, als sie dem Odysseus die Kameraden vom Schiffe raubte, nachdem Kirke sich ihrerseits in den göttlichen Dulder verliebt hatte. Auf dem Brunnen vor der Kathedrale in Taormina steht ein schreckhaft sich aufbäumendes Fabelwesen; mir er-

scheint es wie das Abbild der Nymphe, die ins Meer steigt und nun in furchtbarem Schmerz die Rache an ihrer Liebe erlebt. Auf einer alten Münze erblickt man sie in gefährlichen Verkrümmungen, mit einem gewaltigen Fischschwanz das Meer peitschend, während drachenähnliche Hunde sich auf ihr Opfer stürzen und es zerfetzen. Gewiss ist in Sizilien auch die Nymphe als zärtlich verspieltes Weiblein zu finden, aber von den meisten Darstellungen geht doch der Schreckhauch einer sich selbst zerreißenden Liebe aus, die sie mit dem alles erstarrenden Blick der Gorgo Medusa verwandt erscheinen lässt.

Nein – Sizilien ist keine Insel, fand doch immer und von jeher fremdes Leben den Weg hierher. Aber Sizilien ist die Gegenwelt, geheimnisvoll unterirdisch mit der alten und der neuen Welt verbunden. Zwar ist die Insel ein mutwilliges, wutgeborenes Götterwerk, doch unter ihr liegt stöhnend und ächzend die Erdgewalt, nur gelegentlich in den Ausbrüchen des Ätna ihrem Groll Luft machend. Hingeworfen ist diese Insel im wahrsten Sinne des Wortes, hingeworfen in das Meer der Mitte. Auf ihren Vorgebirgen, die sprunghaft hinausgreifen in das durchsichtige Meer, spürt man noch wie ein fernes Sausen die Erinnerung an den Wurf, mit dem Zeus den Typhoeus bändigte. Und doch ist diese Insel nicht frei aufsteigend aus der Spiegelfläche des Wassers wie ein einsames Eiland, sondern sie wird von allen Seiten gehalten in einer Mannigfaltigkeit von Beziehungen. Sie bedingen es auch, dass diese Insel, ins Meer geworfen wie eine Stufe von Europa nach Afrika, dennoch in ganz unvergleichlicher Weise zu Europa gehört. Geologisch mag sie wohl einmal mit Afrika zusammengehangen haben; dieselben Winde wehen über der Insel und der Wüste Sahara. Aber ihr Nordgebirge, die Monti Peloritani, bilden den letzten Ausläufer des Apennins. Trotz Scylla und Charybdis bedeutet die Meerenge von Messina mehr Verbindung als Trennung. Einst kam ich vom Cap Tindaro her und fuhr in Richtung Messina; der Wagen hielt sich immer an der Küstenlinie bis an die äußerste Nordostspitze der Insel, dort, wo der Leuchtturm steht. Als wir um einen leichten Felsvorsprung herumschwenkten, schrie Pancrazio plötzlich auf: in magisch greifbarer Nähe standen in gebuckeltem Abfall die kalabresischen Ausläufer des Apennins vor uns, wir konnten an den Berghängen die einzelnen Bäume erkennen, als ob nur ein schmales Tal zwischen uns gestanden hätte und nicht die Meeresstraße mit ihrer reißenden Strömung und den gewaltigen Erdkräften der Tiefe. Und dann erlebte ich wieder einmal, wie ich nach quälend heißer Nachtfahrt von Neapel in Reggio Calabria anlangte und ebenso unvermittelt vor mir die langgesuchte südliche Insel erblickte, von ihr getrennt nur wie durch einen großen Strom. Des Nachts aber schillern die Lichter hinüber und herüber, und jedes Ufer zieht das andere an sich.